

Der Wohlstand ist an uns vorbeigegangen" — sagt er; der Mann stellt die Karre mit dem Dünger auf den schmalen Weg seiner engen Parzelle Land. Er sieht aus wie sechzig; aber bis zu seiner Pensionierung mit sechzig hat Wolfgang M. noch gut dreizehn Arbeitsjahre abzutragen.

Seit 23 Jahren arbeitet er im selben Werk. Kaum jemals ist er aus seiner Siedlung herausgekommen, hat er dieses Gebiet verlassen, das weder Stadt noch Land, das vielmehr eine jener Synthesen von potenter Industrie, halbmodernen Wohnsiedlungen und einer poweren Ländlichkeit ist. In diesem Gebiet von Salzgitte sind etwa 100 000 Leute in der Industrie beschäftigt.

Wolfgang M. ist in einem 400-Mann-Zweigbetrieb der Ilseder Hütte in Lohn: unter Tage als Maurer, und stundenlang mit dem Drucklufthammer. Es ist eine Arbeit, „an die man sich gewöhnt“, wie er sagt.

Noch kommt es manchmal vor, daß Wolfgang M. am Monatsende 821 Mark netto in die Lohnkiste gearbeitet hat, mit Überstunden und ohne Wochenendpause. Sonntags arbeitet er besonders gern; es ist der beste Tag für Extralohn. Wenn Wolfgang M. weniger schafft, weil er eine Pause oder weil er das Wochenende für „Hausarbeiten“ braucht, dann sind es nur 600 Mark, die er auf den Tisch legt.

Die Ilseder Hütte beschäftigt insgesamt 14 000 Leute. Von den Arbeitern im Zweigwerk, bei dem Wolfgang M. seinen Drucklufthammer ins Gestein rammt, haben nur achtzig (21 Prozent) ein Auto, und in den meisten Fällen ist das ein Gebrauchtwagen. Wolfgang M. kommt mit dem Fahrrad.

Seine Kollegen — die meisten von ihnen arbeiten wie er in Schicht, jedoch nicht alle unter Tage — verdienen kaum mehr als er. Neunhundert Mark brutto und weniger waren im März dieses Jahres bei einer Tagesverdienstspanne von 40,08 Mark bis zu 45,65 Mark und bei 21,7 Arbeitstagen im „Revier: 100 m Sohle Ost“ für die Bergleute „drin“. Im gesamten Betrieb gibt es zehn Posten und somit auch nur zehn Leute für den Spitzenverdienst von 1600 Mark. Dreißig der vierhundert Lohnempfänger wird ein Teil des Lohnes wegen Verschuldung einbehalten.

Fragt man die Leute in Salzgitte und Umgebung, in Lengede und in Peine, wie es denn so sei mit dem Wohlstand und der Armut, wie man selber denn abgeschnitten habe, dann stellen sie Vergleiche zu „früher“ an und zeigen auf die „wirklich“ Armen. Die „wirklich“ Armen hier, das sind jene Arbeiter, die wegen der Zechenschließungen im Ruhrgebiet nach Norddeutschland kamen und sich vom Bergmannsberuf auf eine monotone und undifferenzierte Fließbandarbeit umstellen mußten, in einer Umgebung ohne Freunde und Verwandte und ohne die alten Kneipen. Sie sind zu den sozialen Fällen von Salzgitte geworden. Der Weg in die nächste Schenke war für viele oft der einzige Ausweg, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden. Ihre Familien leben jetzt „in den Baracken“. Und zu ihrer Angst gesellt sich die angstvolle Verachtung der anderen, die fürchten, daß auch ihnen einmal die Existenz genommen werden könnte.

So denkt auch Wolfgang M.; und seine Frau klopft schnell auf die hölzerne Tischplatte. Wenn ihr Mann nach der Schicht nach Hause kommt, dann geht seine Arbeit weiter. Wie viele, wie fast alle der Arbeiter hier in der Gegend, hat auch er ein Stückchen Land, auf dem Gemüse und ein paar Sträucher angepflanzt sind und auf dem nicht selten Hühner, Kaninchen oder auch Schweine gehalten werden. Die ausgeprägte Eigenart der Nicht-Besitzenden, jeden Kleinstbesitz bis zum letzten auszunutzen und nutzbar zu machen, selbst wenn der Aufwand sich ökonomisch nicht lohnt — hier ist sie exemplarisch.

Immer weniger Freizeit

So verbringen auch Wolfgang M. und seine Frau Maria viel Zeit damit, ihre zwei Schweine zu mästen und jeden Quadratmeter des Gartens zu bepflanzen. Und da scheuen sie auch keine Ausgaben. Sie haben sich eine Gefriertruhe gekauft, in der die beiden Schweine, zerlegt und verarbeitet, in der Küche überwintern.

Irgendwelche „Problematik der Freizeitbeschäftigung“ ist ihnen fremd. Ihre „freie Zeit“ ist Arbeit in Haus und Hof. Eine Untersuchung über die Freizeit-Amerikaner hat ergeben, daß noch nie so viele Leute so wenig Freizeit hatten wie heute; es gibt kaum einen Zweifel, daß eine solche Erhebung in Deutschland das gleiche Ergebnis brächte. Es sind die Überstunden und der lange Arbeitsweg (1,8 Millionen Erwerbstätige verbringen einen vollen Arbeitstag pro Woche „unterwegs“) und der zweite Job und der Nebenverdienst nach Feierabend und die Arbeit zu Hause, die keine Zeit „frei“ lassen.

Wie im Garten, so wird auch in der kleinsten Wohnung jeder Platz genutzt. Wolfgang M. hat die Wände selber tapeziert. Mit immer wechselnden Mustern hat er jede Fläche markiert, so, als wollte er jedem Winkel zu einem eigenen Raum verhelfen. Die winzige Wohnung ist labyrinthisch. Es ist eine der Tausenden von typischen Wohnungen: fast unbegreifbar mit Möbeln verstellbar, mit jener überdimensionalen Polstergarnitur, die oft die einzige Sinngebung vieler Arbeitsstunden ist. Die neue Sitzzecke, als „Luxus“ vorgeführt, ist nichts anderes als Verzicht auf Urlaub, auf Freizeit nach dem Feierabend und nicht zuletzt auch auf die Fähigkeit, irgend etwas von der Umwelt, von dem, was passiert, verstehen zu können.

Für Menschen wie Wolfgang M. und seine Frau Maria geht es das ganze Leben lang darum, etwas Neues anzuschaffen, etwas auszuwechseln. Und nicht selten sind das Dinge, die losgelöst von jeder Verwendung gekauft und hingestellt werden. So spart zum Beispiel Nachbar Peter K. für eine Stereoanlage, obwohl er und seine Frau nur selten Musik hören, selten sogar vor dem Fernseher sitzen. Und so kann man rund um Salzgitte in jedem Bücherregal den „Kulturfahrplan“ finden. Und so wünscht sich Frau K. für ihren Zweipersonenhaushalt eine große automatische Waschmaschine. Auch ihre Nachbarin will eine automatische Waschmaschine ha-

Wahn und Wirklichkeit im Wohlstand (II)

Was bleibt von 800 Mark? Da hilft kein Kulturfahrplan

Das Lügenmärchen vom „Häuschen im Grünen“ / Von Gisela Stelly



„Man ist arm, wenn man kein Auto hat“

Aufnahme: Wolf Schöne

ben; aber die neue Polstergarnitur ist noch nicht abbezahlt.

Wenn man sieht, für welche Reklamegüter die Leute ihr schwerverdienendes Geld ausgeben und wie gering dann der Spaß an den erfüllten Herzenswünschen ist, dann begreift man nicht, weshalb auf den Vorwurf vom „Konsumzwang und Konsumterror“ die spezifisch liberale Antwort folgt: Dann müsse eben der neue Mensch geschaffen werden; man müsse schließlich anerkennen, daß Hausfrauen eine Waschmaschine haben wollen und dann auch haben sollen, weil sie sie haben wollen — es sei ein Bedürfnis.

Aber wird denn wirklich ein Bedürfnis befriedigt, wenn der Kulturfahrplan bei Wolfgang M. im Bücherregal steht, ohne daß Wolfgang M. auch nur zweimal darin geblättert hat; wenn Peter K. eine Stereoanlage hat und doch fast nie Musik hört; wenn sich Frau K. eine automatische Waschmaschine in die Küche stellt, die in einem Sechspersonen-Haushalt am Platz wäre? Und was geschieht denn überhaupt, wenn man das Werbefersuchen anstellt und von fünf verschiedenen Firmen über fünf gleiche Güter fünf verschiedene Super-Qualitätssteigerungen über sich ergehen lassen muß? Wenn in einem 800-Mark-Haushalt das *sexy-high* und *super-life* über den Reklameschirm ins Zimmer kullern? Es bleibt schließlich doch nur irgendein lächerliches Zah-

putzmittel oder eine schäbige Büchensuppe für den 800-Mark-Mann zurück.

„Man ist arm“, sagt Frau K., „wenn man kein Auto hat und nicht in den Urlaub fahren kann.“ Ihr Mann gehört zu den bestverdienenden Leuten im Werk. Manchmal sind es 1400 Mark netto. Sie haben einen sieben Jahre alten VW, und für ihren zweiwöchigen Urlaub im Winter geben sie tausend Mark aus. Im Sommer zelten sie.

Der eigenen Auto-Urlaub-Armut-Definition zufolge lebt Frau K. in ihrer näheren Umgebung mit vorwiegend „armen“ Leuten zusammen. Ein Auto, auch nur einen Gebrauchtwagen, haben die meisten nicht. Urlaub können sich die wenigsten leisten. Nur jeder vierte Arbeiter in der Bundesrepublik fährt in Urlaub. Von 59 Millionen westdeutschen Bürgern bleiben 38 Millionen zu Hause. Von den 21 Millionen Urlaubern verreisen elf Millionen ein bis zwei Wochen, 7,5 Millionen bis zu drei Wochen, und nur jeder zehnte Urlauber hatte mehr als drei Wochen Zeit, sich zu erholen. Das sind Zahlen des Statistischen Bundesamtes.

Wolfgang M. besucht im Urlaub seine Kinder, die in Italien leben; und nur, weil er bei ihnen wohnt, reicht das Geld für die Italienreise. Die Nachbarn von Frau K. fahren zu ihren Verwandten nach Süd- oder Norddeutschland oder auch nur in eine nahe Ortschaft. Viele bleiben

zu Hause; manche verlängern die Feiertage und kaufen ein paar Flaschen mehr; und andere verbringen den Urlaub mit der Feldbestellung, für ein paar Zentner Kartoffeln oder zwei Schweine.

Seit Jahren nur noch Urlaub zu Hause macht auch Schlossermeister P.; doch er hat „es geschafft“. Das Haus, in dem er mit seiner Frau und den Eltern wohnt — Kinder hat er nicht —, das gehört jetzt auch auf dem Papier ihm, dem Schlossermeister Wilhelm P.

Schon seit vielen Jahren wohnt er in dem Haus; es war Werkseigentum. Doch dann sollte es verkauft werden, weil das Erz weniger und deshalb alles „umstrukturiert“ wird. Meister P. aber wollte in dem Haus wohnen bleiben, wollte sich nicht nach der Pensionierung — er ist 45 Jahre alt — auf dem freien Wohnungsmarkt eine neue Wohnung suchen müssen. Und so hat er sich schließlich auf den langen entbehrungsreichen Weg zum Eigenheim gemacht: Bausparvertrag, Geld von den Eltern, Kredite vom Werk, und die Frau arbeitet mit. Meister P. verdient so gut, daß er zu den „Reichen“ im Werk gehört. Und doch stehen die 56 800 Mark für das Haus in keinem Verhältnis zu seinem 1100 Mark netto im Monat.

Wie er das Mißverhältnis ausgleicht? Ungefähr so: 300 Mark rechnet er für den monatlichen Lebensunterhalt mit allem Drum und Dran,

wird mit Hilfe eines Pinsels ausgeführt. Ein schwungvoller Strich für Thaddens Scheitel: die Hitler-Tolle, zwei Kleckse für die Oberlippe; das ominöse Schnurrbartchen. Es paßt ganz gut. Sowohl für das „Recht“ als auch für die „Ordnung“ als auch für den Typ. Und jeder Sonntagmaler wird einsehen: Mit Kiesinger geht das nicht; es liegen Proben vor Kopf zu lang. Mit Brandt schon gar nicht. Und so hat, wie es scheint, auch keiner es erst probiert.

In der Außenalster zu Hamburg trieb ein NPD-Plakat langsam das Ufer entlang, vorbei an Leuten, die in Ordnung und Sicherheit auf den Bänken saßen, wozu sie das Recht bereits hatten. Aber in Köln war die Bewegung stürmischer. NPD-Plakate schwammen den Rhein hinab und jagten die letzten Fische, die unlängst die Vergiftung überlebten, ab nach Holland.

Das sei übertrieben? Na, und die Plakate? Übertreiben sie nicht?

J.M-M: Plakatbetrachtung

Wahrscheinlich haben sie ja ihre Unterlagen, wenn sie mit der „Sicherheit“ werben: „Sicherheit“ verspricht die CDU, die SPD; sogar die unsichere NPD verspricht „Sicherheit“.

Wenn man den Wahlplakaten trauen darf, lieben wir Deutschen nichts so sehr wie Sicherheit. Wir lieben das Dach überm Kopf und den Blitzableiter. Wir schätzen das, was wir haben, wenn bloß nichts passiert. „Sicher in die 70er Jahre“, sagt Kanzler Kiesinger auf den Plakaten (Und: „Auf den Kanzler kommt es an!“), ergänzt er auf einem anderen Anschlag). Und Willy Brandt erklärt mit einladender Geste, indem er mich persönlich und mit „Sie“ anredet, wenn ich weiter in Frieden leben wolle, solle ich „jetzt“ SPD wählen.

Warum „jetzt“? War vorher der Frieden durch CDU/CSU und FDP besser garantiert? Und ist er es jetzt nicht mehr?

In Städten, wo der Parteichef

sprechen sollte, lautete ein Plakat: „Brandt kommt.“ Daneben aber hing ein anderes: „Wir kommen!“, und also spricht die NPD. Es liegt etwas Sieghaftes und Drohendes in diesen Worten: Wir kommen. Richter auch rechtzeitig darauf ein! Und wenn sie dann da sind, die Rechtsradikalen, dann schenken sie uns, was wir von den anderen auch kriegen können, nämlich „Sicherheit“, und zwar „durch Recht und Ordnung“.

Damit wir uns recht verstehen: Wir haben augenblicklich, wie es denen scheint, weder das rechte Recht noch die ordentliche Ordnung. Sie schreiben immer so laut, wenn sie diese beiden Worte nennen, die besser leise ausgesprochen werden, weil sie etwas meinen,

was selbstverständlich ist. Jedoch: ehe sie kommen können, kommt gottlob Brandt, sei es per Flugzeug, Auto, Eisenbahn. Und hundert Meter weiter an der StraÙe liest man schon wieder die triviale Weisheit: „Auf den Kanzler kommt es an.“ Vollkommen richtig, mag er nun Kiesinger oder Brandt heißen.

Hängen solche Plakate einige Zeit, kommt Bewegung hinein. Ein kleines Hakenkreuz wird erst dem Kanzler Kiesinger, dann dem Wirtschaftsminister Schiller angehängt, den beiden großen „Ex’s“, der beiden großen Parteien; in dieser Hinsicht geht es paritätisch zu.

Aber das ist doch gar nichts gegen die Bewegung, der Herr von Thadden zum Opfer fällt. Sie

300 Mark für den jährlichen Kleidungsposten. Und Neunanschaffungen gibt es nicht. Vier Jahre geht das jetzt so, und Frau P. hat die Nase voll. Doch in weiteren vier Jahren ist der Bausparvertrag abgeholten.

Er weiß: „Für den Rest unseres Lebens werden meine Frau und ich nur noch für das Haus leben; für die Heizung, die irgendwann einmal eingebaut werden muß, für die Malerkosten, für die Reparaturen, denn das Haus ist nicht neu, eher ziemlich alt, und für die Zusatzversicherungen.“ Das Eigenheim, Wahr- und Wehrzeichen westdeutschen Arbeiter- und Angestelltenwohlstands, hat dem Schlossermeister Wilhelm P. und seiner Frau erst gezeigt, wie arm sie sind. Doch sie sind stolz auf ihr Haus.

Der glückliche Arbeiter und sein „Häuschen im Grünen“, davor ein Auto — das ist ein vielerschalltes Märchen, das nicht stimmt. Gegenüber allen anderen Berufsgruppen (auf die solche Häuschengeschichte freilich auch nicht paßt) haben die Arbeiter immer noch ein geringeres Einkommen. In seinem Buch „Wer verdient schon, was er verdient?“ vergleicht Hermann Marcus das Einkommensverhältnis Beamte—Angestellte—Arbeiter:

„Während 40 Prozent der Angestellten und 53 Prozent der Arbeiter auf höchstens 600 Mark netto im Monat kommen, brauchen sich mit einer so bescheidenen Verdiensthöhe nur 9 Prozent der Beamten zu begnügen. Jeder fünfte Beamte, aber nur jeder zehnte Angestellte und jeder zweihundertfünfzigste Arbeiter verdient zwischen 1200 und 1800 Mark netto, und einen Netto-monatsverdienst von 1800 Mark und mehr haben 6 Prozent der Beamten, aber nur 3 Prozent der Angestellten. Über ein monatliches Nettoeinkommen von mehr als 1200 Mark verfügen daher fast 30 Prozent aller Beamten, aber nur 12 Prozent der Angestellten. Arbeiter sind in dieser Einkommensgruppe so rar, daß sie statistisch gar nicht zählen.“

Ausbruch in den Urlaub

Werner L. ist Angestellter und gehört gerade noch und erst seit kurzem zu den 4,1 Prozent mit mehr als 2000 Mark netto. Genau genommen hat er 2050 Mark im Monat. Ganz genau genommen hat er aber mehr, und dieser Punkt mißfällt ihm. Er ist 31 Jahre alt, Architekt und angestellt bei einem der größten Bauunternehmen in der Bundesrepublik. Große Unternehmen brauchen gute Leute, und dafür bezahlen sie nicht nur mit dem Gehalt.

Als Werner L. mit seiner Familie nach Hamburg kam, war er schon mit seiner Firma durch einen Wohnungskredit eng verbunden. Die Dreizimmerwohnung (sozialer Wohnungsbau, der ihm rechtlich nicht zusteht), 330 Mark Miete und viereinhalbtausend Mark Baukostenzuschuß, „das war meine erste Bindung“, sagt er.

Die zweite Bindung ans Unternehmen ist Werner L. eingegangen, weil er seine Zukunft sichern wollte. 135 Mark, die Hälfte der Lebensversicherungsprämie, verstärken monatlich seine Abhängigkeit. Die dritte Bindung zwischen ihm und seinem Arbeitgeber ist die Gewißheit, eine Rente zu erhalten, wie sie große Unternehmen ihren Spitzenleuten nach zehnjähriger Betriebszugehörigkeit zahlen. Zuschüsse, Kredite, Zukunftssicherungen — Werner L. sagt: „Ich bin arm dran.“ Er sei nun an das Unternehmen gebunden, und die Freiheit, den Arbeitsplatz zu wechseln, bestehe nur, wenn ein anderes großes Unternehmen ihm ebenfalls mehr bezahlt als nur das Gehalt.

Seinen Studentenwunsch, einmal freier und selbständiger Architekt zu sein, den hat Werner L. schon seit längerem aufgegeben. Sein „Spaß“, den ich jetzt noch haben kann, besteht darin, in frühestens elf Jahren einmal „Obermacker“ zu sein, mit dreieinhalb- bis viertausend Mark, falls es ein Spaß ist, sich nach oben zu boxen. Auch bleibt ihm noch die Beamtensstellung mit 2800 bis 3000 Mark und guter Sicherung. Und Werner L. braucht Sicherheit. Er braucht sie für seine erste Frau, für seine zweite Frau und für insgesamt drei Kinder. Unabhängigkeit könnte er sich nur leisten, hätte er ein Vermögen in der Hinterhand.

Daß es immer noch „Millionen glücklicher Ehen“ gibt, wie Familienminister Aenne Brauk-siepe behauptet, Millionen von Ehepaaren, die mit zwanzig geheiratet haben und mit sechzig noch unverändert aneinander gebunden sind, ist nicht so verwunderlich, wenn ein gutverdienender Mann wie Werner L. eine Scheidung für „absoluten Luxus“ erklärt.

Es sind 800 Mark monatlich, die Werner L. an seine geschiedene Frau mit den zwei Kindern bezahlen muß. Die Kinder leben in einer anderen Stadt. Und will Werner L. sie sehen, so kostet ihn das eine Menge Geld, dann übersteigen die Fahrkarten — ans Fliegen ist überhaupt nicht zu denken — und die anfallenden Mehrausgaben das knapp kalkulierte Budget mit 400 Mark monatlichem Haushaltsgeld.

Die Scheidung und die zweite Heirat hatte sich Werner L. nur deshalb leisten können, weil die Eltern seiner Frau für das Kind zahlen, weil sie auch sonst noch „zubuttern“ und die Tochter mit Garderobe versorgen. Werner L. kann mit 2050 Mark gerade seine monatlichen Unkosten ausgleichen. Er hat einen Wohlstand, der sich in ein paar Gebrauchsgegenständen, in einem Auto (VW), in Möbeln und vielleicht in einer Waschmaschine auflöst.

Jedes Jahr fahren Helga und Werner L. in den Skiurlaub. Dafür sparen sie ein Jahr lang. In diesem Urlaub wollen sie auf nichts verzichten: Sie gehen aus und laden Freunde ein — zu Hause ist das eine hoch eingestufte und deshalb seltene Mehrausgabe. Aber einmal im Jahr wollen Werner und Helga nicht so leben wie sonst, abgeschlossen in einer Dreizimmerwohnung und eingeschlossen in einen Dreipersonenhaushalt, im Wohnblock zwanzig Kilometer vor der Stadt.

Werner L. ist noch nicht am Ende. Er hat noch zehn Jahre Zeit, er kann noch nach oben kommen. Er sagt: „Man muß sich nur durchboxen.“

In der nächsten Folge: Renten, die nicht reichen — MKF „macht Konzerne fetter“.

Neue deutsche Prosa

Dominik Steiger
Hupen Jolly fährt Elektroauto
DM 10,—
Barbara Frischmuth
Die amoralische Kinderklapper
DM 10,—

G. F. Jonke
Geometrischer Heimatroman
DM 10,—
Konrad Balder Schäuffelen
Raus mit der Sprache
DM 6,—

Roland Lang
Beliebige Personen
DM 8,—
Oskar Pastior
Vom Sichersten ins Tausendste
DM 6,—

Suhrkamp Verlag